

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 1

Artikel: Das Fallen der Schuppen von den Augen
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-596643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bruno Knobel

Das Fallen der Schuppen von den Augen



Der Monat März war für mich zeit-
lebens ein mieser Monat, Symbol
der Entlarvung, ein Monat voll merk-
würdiger Bedeutung, längst bevor ich
erstmals etwas von den Iden des März
und dergleichen hörte. Er leitete bei
mir, dem Fünfjährigen, damals jenen
schmerzlichen Prozess ein, der dazu
führt, dass man die Unschuld verliert,
dass man an der Welt zu zweifeln be-
ginnt und jenes psychische Jugend-
trauma erleidet, dessen Folgen unheil-
bar sind und die in der Erkenntnis be-
stehen, dass die Welt nicht ist, wie sie
zu sein scheint und wie sie eigentlich
sein sollte.

Der Tatbestand ist rasch geschildert:
Meine Kamerädelein im Kindergarten
begannen zu tuscheln und, mich be-
trachtend, hämisch zu kichern und
schliesslich in den höhnischen Chor-
ruf ausubrechen: «Märzendreck, Mär-
zendreck!» Das tat weh, und das wieder-
um blieb meiner Mutter nicht verborgen.
Es war tröstlich, von ihr zu hören,
dass es sich bei meinen Märzenflecken
um «Sommersprossen» handele. Diese
seien aber nichts anderes als frühe An-
zeichen des kommenden Sommers,
Anzeichen, die sich nur bei einer klei-
nen, ganz besonderen Gruppe von
Menschen einstellten und keineswegs
bei jedermann, sondern nur bei Leu-
ten, die eine besondere Beziehung zur
Sonne hätten. Und so trug ich denn
meine Märzenflecken wie eine Aus-
zeichnung, ja wie eine Gnade. Aber nur
sehr kurze Zeit, nämlich bis meine
Tante (die ja auch eine Erwachsene
war) die mütterliche Tröstung zunichte
machte, als ich sie meine Eltern fragen
hörte: «Gibt es denn wirklich gar
nichts, was man gegen diesen hässli-
chen Märzendreck machen könnte?»

Da entdeckte ich auf schmerzhaft
Weise, wie es wirklich ist: Vorneherum
tut man einem schön, hintenherum
aber...!

Und bald darauf die Sache mit der
Scheibe!

Ein Gleichaltriger, den ich nicht
mochte (was auf Gegenseitigkeit be-
ruhte), streckte mir nicht nur die Zunge
heraus, sondern machte mir überdies
und gleichzeitig auch noch eine lange
Nase. Das Perfide aber war das takti-
sche Geschick, mit dem der Bösewicht
mich frotzelte, ein Geschick, das ich
nicht umhin konnte heimlich zu be-
wundern, das ich aber gleichzeitig auch
als Herausforderung empfinden

musste. Der Bub nämlich hatte sich für
sein provozierendes Vorhaben genau
vor das Schaufenster der Dorfbäckerei
gestellt, das denn auch sogleich in Brü-
che ging, als ich den Stein warf.

Und da zeigte sich die absolute Ein-
sichts- und Verständnislosigkeit der Er-
wachsenen auf eine geradezu erschrek-
kende Weise: Weshalb ich das getan
hätte, fragten mich die Grossen in
übereinstimmender Empörung. Und
was hätte ich sagen können als
schlicht: «Einfach so!» Was mich zu
einem böartigen, zerstörerischen
Schlingel stempelte und in einen Ruf
brachte, an dem ich fortan schwer zu
tragen hatte. Aber ehrlich: Wie hätte
ich die Wahrheit eingestehen können!
Ich konnte doch nicht sagen, ich hätte
den Stein gar nicht absichtlich in die
Scheibe geschmissen, sondern nach
dem frechen Buben geworfen. Das
hätte doch das Eingeständnis bedeutet,
dass ich ihn – oh Schande! – nicht ge-
troffen habe, und dies, obwohl die Di-
stanz nachweisbar nicht grösser als fünf
Meter gewesen war. Ich möchte wirk-
lich wissen, welcher Junge eine solche
Niederlage und offenkundige Unfähig-
keit einfach zugeben würde – und dann
noch vor Erwachsenen! Die verstehen
ja doch nichts! Das ist mir damals zum
erstenmal so richtig bewusst geworden.
Ja, rückblickend muss ich sagen, dass
ich damals auch verstehen lernte, was
es heisst, wenn einem etwas «wie
Schuppen von den Augen fällt».

Ich könnte noch manches erzählen
Laus der Reihe der Enttäuschungen,
die in jenem März begann. Aber ich
will nur noch die Sache mit dem
Frosch erwähnen, damit Sie wissen,
was ich meine.

Das Spielen am Dorfweiher war mir
als Fünfjährigem verboten. Nicht nur
(natürlich) von den Eltern, deren Ver-
bote ich eher extensiv auszulegen
pfl egte, sondern vor allem von den
grossen Buben. Der Weiher war aus-
schliesslich die Domäne der Knaben ab
der dritten Primarklasse, und sie wus-
ten diese Vorzugsstellung mit Nach-
druck zu behaupten. Um so erstaunter
und erfreuter war ich, dass mir diese
Grossen (allerdings erst nach kichern-
dem Getuschel untereinander, dem ich
aber naiverweise keine Beachtung
schenkte) ausnahms- und geradezu
grosszügigerweise bis ans Wasser heran-
zugehen erlaubten. Ja ich durfte sogar

ihrem Fröschefang sozusagen aktiv bei-
wohnen, was mich mit nicht geringem
Stolz erfüllte. Und da ich wusste, wie
unerhört schwierig es ist, einen Frosch
mit blosser Hand zu fangen, brauchten
die Grossen mich auch nicht erst da-
von zu überzeugen, sondern ich
stimmte mit ihnen darin völlig über-
ein, dass ein Frosch eine erhebende
und edle Trophäe sei, die männiglich
mit Dankbarkeit und bewundernder
Verblüffung erfülle. Es war denn auch
mehr als nur staunende Genugtuung
über die edle Grossmut der Grossen
einem unbestreitbaren Knirps wie ich
gegenüber, sondern ein ausserordent-
liches Glücksgefühl, das mich erfüllte,
als die Grossen mir einen lebendigen
Frosch in die grosse Tasche meiner
Kinderschürze schoben und mich hies-
sen, die Tasche sorgfältig zuzuhalten
und heimzugehen und die Mutter zu
überraschen. Und ich hegte nicht die
geringste Spur eines Zweifels, dass –
wie mir die Buben versicherten – meine
Mutter unverschämt stolz auf mich
und angenehm überrascht vom Frosch
sein werde, wenn ich mich mit der
Überraschung nur geschickt genug an-
stelle. Das tat ich, aber dabei brach mir
auch eine Welt zusammen: Leider war
nur eine ältere Base zu Hause. Zwar
schloss sie auf meine Aufforderung hin
bereitwillig die Augen. Aber als sie, die
Augen wieder öffnend, meinen strah-
lend-gespannten Blick und gleichzeitig
den Frosch auf dem Küchentisch ent-
deckte, da gab sie mir eine Ohrfeige
und hiess mich kreischend einen «ekli-
gen Sauker!» (!), und da soll sich doch
einer noch auskennen mit den Erwach-
senen und ihrer Welt!

Vielleicht verstehen Sie nun auch
etwas besser meinen Widerwillen gegen
den März, den ich seit diesen unver-
ständlichen Vorkommnissen zeitlebens
nie zu überwinden vermochte.